

Nr. 103 Bromberg, den 6. Mai 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

VII.

Silbergraue Tage lagen in den nächsten Wochen über der Seinestadt. Mit einem feinen Wehen von Frühling durchsponnen, das sich plötzlich, wenn man um eine Ecke bog, bemerkbar machte und ein neu erwachendes Gefühl zurückließ. Eine Sehnsucht nach fernen blauen Meeren, eine Sehnsucht, die zur heißen Begierde wird, wenn der D-Zug mit donnerndem Knattern vorbeischießt, um sich in einer dunstigen Wolke zu verlieren, die wie ein Schwarm Zugvögel in der Luft schwebt.

Reginald Solm ging in diesen Tagen viel allein. Es kam vor, daß er, auf dem Wege zu Lilo, kurz vor der Straße, in der das Palais lag, umbog und mit stürmenden Schritten ziellos ins Weite lief. Sein Gesicht war männlicher geworden in diesen Wochen und ein gespannter Zug zeigte sich, als ob er in sich hineinhorche, um über die disharmonierenden Saiten, die in seinem Innern erklangen, endlich Klarheit zu bekommen.

An einem dieser peinigenden Vorfrühlingsabende stieg Reginald die schmale Treppe zu seinem Atelier empor. Er bedachte gerade, daß der Brief, den er Missis Clifford vor Monaten geschickt hatte, eigentlich trotzig und knabenhaft gewesen sei, als die Tür, hinter der Madame Abelards Nähmädchen oft bis spät in die Nacht saßen, sich öffnete, und ein schon etwas müdes Gesichtchen herausspähte. „Ein Telegramm ist bei uns für Sie abgegeben worden." Die kleine Näherin sah ihm mit einem halb neugierigen, halb verlangenden Blick nach, wie er nach einem freundlichen Dank die Treppe emporstieg, ehe sie die Nadel, die heute schon unzählige Stiche gemacht hatte, von neuem zur Hand nahm, und ein leichter Seufzer drang durch die zarten geschminkten Lippen.

In seinem Atelier angekommen, riß Reginald mit einer scharfen Bewegung das Telegramm auf. Obwohl er die Worte mehrmals las, die klar und deutlich vor ihm standen, blieb das Begreifen noch lange Zeit außerhalb seiner Seele. Das Telegramm lautete:

„Ihre Tante Clifford heute 10 Uhr infolge Herzschlags gestorben. Soviel ich weiß, sind Sie Universalerbe. Testament liegt bei Notar Grussendorf, Berlin. Komme mit nächstem Dampfer, um alles zu besprechen. Herzliches Beileid Robertson."

*

Fast unhörbar huschten die Schwestern im Operationszimmer hin und her. Von Zeit zu Zeit ein befehlendes Wort des Professors. „Die Injektionsspritze, Schwester."

Jolanthe Falk tat die Handgriffe mit der maschinenmäßigen Sicherheit langjähriger Gewohnheit, blickte der Patientin in das starre Gesicht, das regungslos in wächserner Blässe dalag. Füllte die Spritzen mit Paraffin und fühlte den Puls. Sie beachtete es kaum, daß Oberschwester Martha die Tür öffnete und auf sie zukam. „Ich werde dich vertreten, Jolli. Du wirst dringend am Telephon verlangt."

Während sie die Gummischürze ablegte und sich die Hände wusch, überlegte sie, wer es wohl sein könnte, der sie zu sprechen wünschte. Professor Seitz warf ihr einen flüchtigen Blick zu, als sie hinausging. Die Angestellten seiner Klinik waren für ihn nur Maschinen, von denen er manchmal erstaunt erkannte, daß sie menschliche Gefühle in sich hatten.

Jolli schloß die Tür. Sie ahnte nicht, daß mit dem Zuschnappen des Schlosses eine Episode ihres Lebens den Abschluß fand. Eine Episode, die voll Arbeit und innerer Armut gewesen war.

Sie schritt den langen weißen Gang auf dem blank gebohnerten Linoleum entlang, bis zu dem Zimmer der diensthabenden Schwester. Der Raum war leer. Sie ergriff den Hörer.

„Hier Jolanthe Falk."

Die wichtige Stimme eines jungen Mannes. „Hier Bureau von Rechtsanwalt Grussendorf. Der Herr Notar läßt Sie bitten, pünktlich um vier Uhr hier zu sein."

„Jawohl, ich werde kommen."

Verschneite Straßen tauchten vor ihr auf, während sie den Hörer anhing. Sie sah Missis Clifford, die kerzengerade vor ihr saß. Eine langweilige Stunde des Wartens in einem nüchternen Bureau fiel ihr ein, unverständliche Redewendungen, und endlich die tiefe Verbeugung eines vornehmen alten Herrn, die sie beinahe mit einem verlegenen Knix erwidert hatte.

„Ich bin um vier Uhr zu Notar Grussendorf bestellt", meldete sie beim Mittagessen der Oberschwester. „Ich weiß nicht, warum."

Um drei Uhr legte sie die Schwestertracht ab und zog ihr einfaches schwarzes Kleid an, das sie trug, wenn sie — selten genug — ein Konzert besuchte. Und doch drehte sie sich vor dem Spiegel um sich selbst und freute sich, wie es an ihrer knabenhaft schlanken Gestalt heruntergleitt. Fuhr sich nochmals mit dem Kamm durch die eigenwilligen Haare. Und plötzlich lächelte sie ihrem Spiegelbild zu und sah verwundert den tiefen Glanz ihrer Augen. Sie gab der kleinen Pelzkappe einen kühnen Schwung, so daß das Haar sich übermütig darunter hervorstahl. Dann lief sie, erfüllt von einer inneren Heiterkeit, die grundlos und doch beglückend war, die Treppen hinunter und atmete tief die scharfe, würzige Luft ein, die ihr der Wind ins Gesicht schlug. Summte leise eine Melodie, die sie irgendwo aufgefangen und die Schwester Martha streng verboten hätte und die doch ein Ausbruch jener Lebenslust war, die sie durchpulste, sobald die harten Portale der Klinik sich hinter ihr schlossen.

Sie lief auf die Elektrische zu, deren Schaffner schon das Abfahrtssignal gegeben hatte, und es machte ihr Spaß, dem Wagen nachzulaufen und hinaufzuspringen, während die Augen der Fahrgäste bewundernd oder mißbilligend beobachteten, ob es wohl gelingen werde. Aber es gelang! Jawohl! Es gelang ganz famos, dieses verbotene Hinaufspringen auf die fahrende Elektrische! Und es gab ihr ein Kraftgefühl, so daß sie fast die ganze Fahrt nur daran dachte und gar nicht mehr an die Unterredung, die ihr bevorstand. Als sie aber vor dem Schild des Anwaltsbureaus halt machte, und einmal

hin und her ging, um sich zu sammeln, überfiel sie eine Angst. Was mochte der Mann da oben von ihr wollen? Sollte Martha mit ihren Andeutungen recht behalten und Missis Clifford ihr eine Zuwendung gemacht haben? Aber warum hatte sie es ihr denn nicht gesagt?

Und plötzlich fiel die Ahnung, daß Missis Clifford ,die gütige Missis Clifford, tot sei, wie ein schwarzes Tuch über sie. Mit einer solchen Gewißheit, daß sie nur nickte, als der Notar, der auf sie gewartet hatte, sie mit ernstem Gesicht fragte: „Wissen Sie schon, daß Missis Clifford gestorben ist?"

Sie kam von dem Eindruck dieses Todes nicht los. Sie war stets so allein gewesen, daß ihr Missis Clifford wie eine Freundin erschien, die sie nun verloren hatte, und sie meinte, jetzt noch einsamer zu sein.

In wohlgesetzten Worten erklärte der Notar den letzten Willen der Toten, alle Gegengründe, ehe sie noch erhoben, mit klugen Einwänden widerlegend. Der Sturm dieser Stunde packte sie mit solch unbegreiflicher Macht, daß sie wie ein hilfloser Nachen zwischen Staunen, Empörung, Begreifen und Nichtverstehenwollen umhergeschleudert wurde. Die Wirklichkeit kam ihr erst wieder zu Bewußtsein, als sie am Potsdamer Platz beinahe unter die Räder eines Autobusses gekommen wäre. Da sammelte sie sich und versuchte Klarheit in diese Dinge zu bringen, deren Gewalt selbst ihren unerschrockenen Geist zunächst widerstandlos umhergetrieben hatte.

Ein Ja und Nein tat sich auf, ein Für und Wider begann sich abzulösen, der Anfang eines heißen und ungewissen Streites.

Als sie über den Lützowplatz ging, durchbrach die Sonne einen kurzen Augenblick die Wolken. Dieser Sonnenpfeil, in dem die Dächer der Häuser funkelten, der Asphalt spiegelte und die ganze Straße ein Leuchten von Freude abzubekommen schien, war ein stärkerer Bundesgenosse für ein „Ja", als alle theoretischen Erwägungen hätten sein können.

Der Luxus der Welt, den sie immer nur unendlich fern empfunden hatte, rückte ihr in dieser Sekunde so nah, daß sie einen taxierenden Blick über den Rolls-Royce warf, der — eine Verkörperung des Kapitals — an ihr vorbeifederte. Ihre Knie lockerten sich, ein Zittern stieg in ihrem Körper hoch, bis es sich in einem schluchzenden Lachen von ihr loslöste: „Sie — Jolanthe Falk — die arme, graue Schwester — hatte die Möglichkeit, sich einen solchen Wagen zu kaufen!"

*

Oberschwester Martha wartete bereits auf sie. Ja, sie war sogar mehrere Male vor die Tür getreten, um zu sehen, wo sie blieb. Denn sie wußte, Rechtsanwalt und Notare telephonieren so dringend nur in wichtigen Angelegenheiten. Und was war wohl wichtiger als Geld? Schwester Marthas Gestalt straffte sich bei dem Gedanken, wie sie der kleinen Jolli die Unbeständigkeit und Wertlosigkeit aller irdischen Güter vor Augen halten wollte, falls das dumme Ding so ganz unverdienterweise von Missis Clifford bedacht sein sollte, dieser Missis Clifford, die sie selbst, die tüchtigste Kraft der Klinik, stets mit Feindseligkeit behandelt hatte.

Die Tür ging auf und Jolanthe Falk stand auf der Schwelle. Mit kühnen, leuchtenden Augen, die Wangen in bräunlichem Glanz der Jugend, die Mütze verwegen aufs linke Ohr gerückt und ein wenig außer Atem von dem hastigen Lauf. Der Versuch Schwester Marthas, recht wenig Interesse in ihre Stimme zu legen, mißglückte kläglich. „Nun, liebes Kind, was wollte der Notar? Etwas wegen deiner Vormundschaft?"

Es schien ihr, als blicke sie in ein fremdes Gesicht. Unruhig rückte sie auf auf ihrem Stuhl hin und her. „Ja — um Gotteswillen — was ist denn bloß geschehen?"

Wie die letzten jubelnden Akkorde einer Ouvertüre klang die Antwort:

„Missis Clifford hat mich zu ihrer Universalerbin gemacht — unter der Bedingung, daß ich ihren Neffen Reginald Solm heirate!"

Es war wirklich das erstemal in ihrem Leben, daß der immer beherrschten Schwester Martha die Kaffeetasse vor Erstaunen aus der Hand fiel, und sie, ohne es zu wissen, starr wie eine Bildsäule mit leicht geöffnetem Mund dasaß.

*

„Meine Tante Clifford hat mich enterbt!" Eine Herzschlaglänge war es so still im Zimmer, daß man das leise Klopfen einer Winterfliege gegen die Scheiben des Fensters hören konnte. Die Lippen der Großmutter bebten. „Ich habe Sie doch wohl nicht richtig verstanden, Reginald, Ihre Tante hat Sie enterbt?"

Reginald Solm griff in die Brusttasche und zog ein umfangreiches Schreibmaschinenmanuskript hervor. „Soeben erhielt ich von einem Notar aus Berlin diese Testamentsabschrift. Meine Tante verlangt von mir, ich soll ein mir gänzlich fremdes Mädchen heiraten, eine gewisse Jolanthe Falk aus Berlin. Tue ich es nicht, so fällt das gesamte Vermögen an wohltätige Stiftungen." Hochroten Kopfes und ganz außer Fassung lief er im Zimmer umher. Charles Rison kam aus einer Ecke hervor. „Wollen Sie so gut sein, mir das Testament einmal zu geben?"

„Sie brauchen sich kaum zu bemühen, Herr Professor. Sie werden auch nichts anderes aus dem Testament herauslesen! Ich werde die Bestimmung nicht erfüllen." Er blieb vor Lilo stehen, die schmal und unnahbar an der Wand lehnte. „Ich werde dich heiraten, Lilo. Wir werden ein Zimmerchen auf dem Montmartre bewohnen. Ich werde Bilder malen! Ich will arbeiten! Aus eigener Kraft werde ich uns eine Existenz gründen!"

Die lange Zigarettenspitze, aus der Lilo rauchte, zitterte. „Du versprichst viel, Reginald, und bist freigebig mit deinen Worten. Aber es ist nicht so einfach. Ich bin an Luxus gewöhnt."

Die Großmutter unterbrach. „Wir werden überlegen müssen! Was ist denn mit dem Testament, Charles?"

Charles Risons Vogelkopf war tief über das Manuskript gebeugt. „Es ist das boshafteste Stück Arbeit, das ich jemals gesehen habe, Ninon. Es geht alles offenkundig gegen uns! Eine Gemeinheit von einer Frau, die wir so gastfreundlich aufgenommen haben."

„Und Reginald ist tatsächlich vollkommen enterbt?"

„So viel ich bis jetzt ersehe, bekommt er keinen Pfennig, wenn er nicht innerhalb von vier Wochen diese Person heiratet."

Die Großmutter sank in sich zusammen. Tausend Luftschlösser zerflatterten in diesem Augenblick. Der feste Boden, den sie gewonnen zu haben glaubte, wankte unter ihren Füßen. Der so fein gesponnene Faden zerriß. „Dann sind Sie also arm, Reginald. Oh, Sie wissen nicht, was das bedeutet. Meine liebe, liebe Lilo! Was hast du verbrochen, daß du so gestraft wirst!" In ihre runden Kinderaugen traten Tränen.

Charles Rison las noch immer eifrig. Er pfiff leise einen Gassenhauer, während zwei scharfe Falten des Nachdenkens zwischen seine Brauen traten. Reginald fuhr sich mit fahrigen Bewegungen durchs Haar. „Ich begreife es nicht. Meine Tante war so freundlich zu mir."

Das Gesicht der Großmutter wurde spitz. „Sollte die Krankheit vielleicht ihren Verstand zerrüttet haben?"

Charles Rison legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm. „Es ist ein seltsames Testament, Ninon. Aber vielleicht wird man unserm jungen Freund doch helfen können, zu seinem Recht zu kommen. Missis Clifford scheint in die Hände einer Erbschleicherin gefallen zu sein. Diese Person war die Schwester, die sie gepflegt hat. Kranke sind leicht zu beeinflussen." Er vertiefte sich wieder in das Schriftstück und rieb sich dabei die langen Finger, deren Gelenke leise knackten.

Kühl und gelassen stand Lilo noch an derselben Stelle. Ihr Blick war neugierig, kindlich und unschuldsvoll. Sie sprach nicht und sah Reginald nur an.

Der altmodische Türklopfer an dem eisernen Portal dröhnte durchs Haus. Der unerwartete Ton lief wie ein Schreck durchs Zimmer. Reginald eilte ans Fenster. Mister Robertson! Ich werde ihm öffnen", — sagte er kurz und voll Kampfesmut.

(Fortsetzung folgt.)



Haß ist enger und Liebe weiter Horizont.

Langbehn.

Raketen ins All . . .

Von Valier bis Zucker. — Hoffnungen und Voraussetzungen. — Die Hubkraft und die Polizeivorschrift. — Neue Pläne.

In Duhnen bei Cuxhaven fand in diesen Tagen der erste Raketenstart in diesem Jahre statt. Der Start gelang, die Höhenfahrt der Rakete, die der Ingenieur Zucker erbaute, mißglückte. In diesem Jahre sollen noch eine ganze Anzahl Raketenversuche in den verschiedenen Erdteilen und Ländern unternommen werden. Der Techniker mit Glauben an die Zukunft hofft, daß diese bevorstehenden Versuche uns weiterbringen werden in der Erforschung der Raumfahrt und ihrer Geheimnisse . . .

„Was zu beweisen war . . .“

Tausende von Menschen hatten sich an dem weiten Strand bei Duhnen geschart. Das Wasser war in der Ebbe zurückgetreten. Soweit das Auge reichte — Wattenland — Wattenmeer . . .

Wie man im Binnenland das Barometer studiert, legt man hier an der Küste den Gezeitenkalender allen Plänen und Unternehmungen, die mit dem Meer oder der Küste zu tun haben, zugrunde.

Barfüßig patschten, ein paar hundert Meter vom Strand entfernt, die Helfer des Ingenieurs Gerhard Zucker in Schlamm und Wasser herum.

Die Schienen standen, die Rakete, ein langer Zuckerhut (auch ohne daß der Konstrukteur Zucker hieße), war hinausgeschoben worden bis zum Startplatz.

Ein letzter Blick, eine letzte Kontrolle.

Die Barfüßigen laufen auseinander. Ein Draht stellt die elektrische Zündung her. Zischen, Pfeifen und Knattern! Die Rakete schießt los, steil in die Höhe. Schon wollen die Menschen jubeln. 50 Meter über dem Boden, 60 Meter. Jäh läßt die Beschleunigung nach. Die Rakete steht einen Augenblick still in der Luft, schlägt dreimal das Rad und prallt dann plumpsig und schwer in den Schlamm, der hoch aufspritzt.

Vereinzelt dröhnt höhnisches Gelächter vom Ufer herüber. Die meisten sind still. Ein großer Plan schlug fehl. Aber ein kleiner Teil des Programms gelang:

„Was zu beweisen war!“ sagt Ingenieur Zucker und schluckt seinen Ärger hinunter. „Das Biest ist jedenfalls mit seinen zwei Zentnern von der Erde losgekommen. So hoch hat keiner mit den Raketenmitteln, die polizeilich erlaubt sind, bis jetzt einen solchen fünf Meter langen Koloß gebracht. Ich konnte die Ladung nicht stark genug machen. Aus mancherlei Gründen. Aber meine Idee ist richtig! Wir machen weiter!“

Man muß den Optimismus dieser Erfinder und Konstrukteure bewundern, die sich nie klein kriegen lassen. „Wir machen weiter!“ sagte er auch noch, als man die zerbeulten und verbogenen Trümmer seiner stolzen Rakete wieder in den Tanzsaal des Strandhotels von Duhnen hineinschleppte.

Fehlschläge und ihre Ursachen.

Alle Raketenbauer setzten die größten Hoffnungen auf ihr Instrument. So war es immer von Oberth und Valier bis zu Zucker, der seine Rakete bis tausend Meter in die Höhe und dann mehrere Kilometer in die Ferne schicken wollte, und zwar so, daß die Rakete dann wieder zurückkehren sollte an den Ausgangspunkt.

Die Versuche Tilings, die Experimente Dr. Lyons in den italienischen Alpen, die Brennversuche Berliner Forscher — alle brachten sie Fehlschläge. Und zwar einheitlich deswegen, weil die Anfangsbeschleunigung offensichtlich zu klein war und nachher die Rückstoßkraft nicht stark genug war, um die unsichtbaren Fesseln der Schwerkraft zu überwinden.

Zucker versichert, daß nur die Polizeivorschriften ihn gehindert hätten, die Rakete so zu laden, wie er es für notwendig gehalten hätte. Ob die Ladung stark genug gewesen wäre? Zwei Zentner von der Erde weg und in die Höhe reißen — das bedarf einer riesigen Kraft.

Max Valier, der einer der ersten und zweifellos auch genialsten Raketenforscher war, sagte schon vor Jahren einmal:

„Wir scheitern immer an den ersten tausend Metern. Sind wir erst einmal stark genug, über fünfhundert oder achthundert oder tausend Meter emporzukommen, dann haben wir es — beinahe — schon geschafft. Dann sind wir dem Mond nähergekommen. Aber die große Gefahr ist, daß die Massenladung, die wir einbauen müssen, explodiert, ehe sie es soll.“

Später ging Valier ja zur flüssigen Füllung der Raketen über und baute Regulierungsdüsen, die nach und nach den Brennstoff abgeben sollten. Seine Versuche waren verblüffend und schienen erfolgreich. Aber seine eigenen Düsen explodierten und zerrissen ihn.

Tiling baute darum lange, dünne Rohre, mit denen er Postsäcke über die Meeresbuchten schießen wollte. Auch seine Versuche verpufften — vorläufig!

Flüssig oder Pulver?

Jeder der Konstrukteure hat seine eigenen Ideen, von denen er nicht läßt. Er schwört auf seine Pulvermischung oder auf sein Explosivbenzin, das natürlich ebenfalls unübertrefflich ist.

Sogar die prüfenden Fachleute haben sich nicht entscheiden können, ob die flüssige oder die Pulverfüllung für Raketen besser sind.

Man behauptet, daß in Kalifornien eine Raketenkonstruktion in Vorbereitung ist, die eine Kombination zwischen flüssiger und Pulvermischung verwende. Der Abschuß werde mit Pulver vorgenommen. Die Fortsetzung der Fahrt geschehe dann mit flüssiger Antriebskraft. Also eine Granaten-Rakete; ein Vergleich, der um so eher stimmt, als die Rakete auch abgeschossen werden soll. Vielleicht ein Ausweg, der das schon erwähnte Moment der Anfangsgeschwindigkeit löst.

Vielleicht! Die Physik gibt uns immer wieder neue Fragen auf, indem sie unsere Theorien (weil wir Fehler machten in unseren Rechnungen) scheinbar Lügen straft. Die Chemie, die Aeronautik sind nicht weniger voll von neuen Rätseln und unerforschten Wundern.

Realitäten und Zukunftshoffnungen.

Abseits von diesen streng fachlichen und wissenschaftlichen Fragen träumt der Phantast von der Verwirklichung lange, ehe es auch nur annähernd so weit ist. Valier und Oberth wollten noch die Schwerkraft mit einem mächtigen Satz überwinden und zum Mond, zur Venus. Kraftstationen auf dem Mond, indem man das Eis des Mondes schmilzt und das Wasser elektrolytisch zersetzt, um Heliumgas für den neuen Antrieb der Raketen zu gewinnen.

Valier war ein Phantast mit dem Rechenstift, der sich aber dann auf dem Boden der Tatsachen und Autoraketen fand. Die neueren Konstrukteure wollen alle nicht mehr zum Mond. Tiling will nur noch Post nach dem Festland oder nach England schießen. Zucker wollte im Bereich von 1000 Metern Höhe sein Instrument durch die Luft jagen.

Man ist erdennäher geworden und damit auch der Verwirklichung nähergerückt. Zukunftshoffnungen und Möglichkeiten berühren sich immer mehr. Man darf an die Zukunft glauben.

Auch wenn bei Duhnen die Zucker-Rakete klatschend in die Watten sauste, auch wenn heute oder morgen andere Raketenexperimente knatternd und zischend mißlingen.

Das Wunder der Madonna.

Eine Geschichte aus den Tagen des Vesuvausbruchs, erzählt von **Joh. Edward Brandt.**

Mein Freund, der Maler Wehrdorf, hat mir diese Geschichte einmal in fröhlicher Gesellschaft in Berlin erzählt. Schuld daran war wohl der Falerner, der tiefrot vor uns in den Gläsern leuchtete. Wenigstens richtete Wehrdorf den Blick auf diesen, als er begann:

„Also, an einem für Neapel reichlich kalten Wintertag war mir, wie so oft, wieder einmal das Kleingeld ausgegangen, und ich erwartete voll Ungeduld einen Wertbrief aus Berlin.

Der Kunsthändler hatte es nämlich endlich einmal fertig gebracht, eine meiner kampanischen Studien für 400 Mark an den Mann zu bringen, und ich erhielt laut Vertrag 60 Prozent. Der Mann war durchaus zuverlässig, wenn er auch uns armen Favoriten Fortunas 40 Prozent Provision abknöpfte. Am Morgen hatte ich die bekannte grüne Karte

von der italienischen Post erhalten, wonach der Betrag von 240 Mark in einem Wertbrief auf der Hauptpost lagerte. Ich brauchte ihn nur abzuholen. Aber gerade das hatte seinen Haken.

Zwar befand ich mich im Besitze eines Passes. Aber nach Auskunft des Hotelportiers genügte dieser nicht, weil die Postbeamten von Neapel einen deutschen Paß nicht zu verstehen brauchen. Auch der Inhaber meines Hotels war als Schweizer nicht dazu imstande, der Post gegenüber eine Gewähr zu übernehmen. Ich mußte mir also einen italienischen Bürgen suchen, um zu meinem Gelde zu kommen, und der Hotelportier konnte auch sofort mit einem solchen dienen.

Es war ein kleiner Geldwechsler aus der Via Toledo, der sich gegen ein Honorar von fünf Lire dazu bereit fand. Es machte kein Vergnügen, an diesem Wintertag vor dem Schalter der Hauptpost eine halbe Stunde auf die Aushändigung des Briefes zu warten.

Aber endlich waren wir so weit. Endlich hielt ich meinen Brief in der Hand, hatte meinen Bürgen aus der Via Toledo mit seinen fünf Lire abgelohnt und konnte mich auf den Heimweg machen.

Da bemerkte ich, wie mir ein schmieriger Kerl auf Schritt und Tritt folgte. Ich nahm meinen Mann aufs Korn und konnte feststellen, daß er zusammen mit mir und meinem Bürgen vorhin vor dem Postschalter gestanden und als nächster hinter mir einen Brief in Empfang genommen hatte. Das Individuum wußte also, daß ich das Geld in der Tasche trug.

Die Sache wurde mir zu dumm. Aus irgendeiner törichten Erwägung heraus ging ich nicht in das Hotel zurück, sondern schwang mich auf eine gerade des Weges kommende Elektrische, wohl in der Meinung, meine Spur auf diese Weise am raschesten verwischen zu können.

Nach einer Minute war ich auch überzeugt, daß mir mein Vorhaben geglückt sei. Ich verlor den Kerl aus den Augen und fuhr — so gegen drei Uhr nachmittags — hinaus nach Pompeji.

Trotz der Kälte war es ein wundervoller Tag. Wie ein zarter aus Blau und Gold gesponnener Seidenstoff hing es über der ganzen Gegend. Über dem Meer und dem Vesuv, über Capri und dem Posilip.

Von Pompeji ging ich zu Fuß zurück, und es begann schon zu dämmern, als ich die ersten Häuser von Torre Annunziata erreicht hatte.

Unter den obwaltenden Umständen war es mir nicht recht behaglich, den weiten Weg nach Neapel in der Dunkelheit zu Fuß zurückzulegen. Da gewahrte ich zu meiner Freude vor der Tür einer kleinen Schenke einen Einspänner mit einer mageren Rosinante. Der Besitzer dieses Vehikels konnte nicht weit sein.

Ich trat in die Schenke und bestellte ein Viertel Landwein. Und richtig, an einem Tische neben der Tür saß der Führer des Wagens, mit dem ich sofort unterhandelte. Er erklärte sich bereit, mich gegen Bezahlung von zwei Lire und ein Trinkgeld nach Neapel zurückzubefördern.

Schon war ich im Begriffe, die Schenke zu verlassen, um in den Wagen zu steigen, da fiel mir plötzlich auf, wie aus der hintersten Ecke des Raumes, wo ein paar Würfelspieler an einem Tische saßen, zwei pechschwarze Augen fragend auf mich gerichtet wurden. Und augenblicklich erkannte ich den Kerl, der mittags hinter mir am Schalter der Hauptpost gestanden hatte.

Selbstverständlich, trieb ich nun meinen Kutscher zur Eile an und bestieg in aller Hast sein wackeliges Gefährt. Als ich mich glücklich im Wagen niedergelassen hatte, war es fast stockdunkel. Matte Petroleumfunseln erleuchteten notdürftig die Gassen von Torre, und die Rosinante setzte sich endlich in Trab. —

Als ich eine gute Viertelstunde gefahren sein mochte, streckte ich den Kopf aus dem Wagen heraus, um mich zu orientieren. Meiner Meinung nach mußten wir Portici schon erreicht haben. Und was sah ich? Kein Haus weit und breit. Weinberge, nichts als Weinberge! Der Kerl war von der Hauptstraße abgebogen und hatte den Seitenweg nach Boscotrecase, der dann in die Klüfte des Vesuv führt, eingeschlagen. Ich berührte den Rücken meines Rosselenkers mit meinem Spazierstock. Umsonst. Der Mensch nahm gar keine Notiz davon. Er schlug vielmehr auf seine Rosinante, so daß sich das Tier mit einem Male schneller in Bewegung setzte.

Da schrie ich aus Leibeskräften: „Nach Neapel!"

Aber das half alles nichts. Der Kerl auf dem Kutschbock hatte keine Ohren, und die Rosinante trabte vergnügt weiter. Ich war gerade drauf und dran, mir zu überlegen, ob es nicht das klügste sei, einmal meine Knochen zu riskieren und aus dem fahrenden Wagen zu springen. Da hielt das Ding plötzlich. Draußen gewahrte ich einen Lichtschimmer. Es war eine Lampe, die vor der Tür einer ganz kleinen Wirtschaft braunte.

Vor mir stand ein Mann, einen Fiasko in der Hand, und fragte: „Wein vom Vesuv?"

Mechanisch griff ich in meine Westentasche und reichte ihm eine Lira. Ich fragte: „Wo sind wir denn hier?"

„Hinter dem Friedhof von Boscotrecase", lautete die Antwort des Unbekannten, „gerade an der Stelle, wo die Madonna von Torre das Wunder getan hat."

„Welches Wunder?" forschte ich, als ob ich durch diese Frage meinen heillosen Schrecken bannen könnte.

„Sie hat den Lavastrom in diesem Frühling vor ihrem Bilde aufgehalten", sagte der Fremde. „Sie hat ihm Stillstand geboten. Sonst wäre der glühende Strom über Boscotrecase und Torre hinweggegangen. Wollt Ihr das sehen, Signore?"

„Nein, nach Neapel!"

Ich hatte gut reden. Der Kutscher und der Wirt hatten sich gegen mich verschworen! Und da sah ich auch schon den Dritten. Meinen Freund von der Hauptpost!

„Der Weg ist sehr schlecht", vernahm ich wieder die Stimme des Wirtes, und in demselben Augenblicke fühlte ich mich von vier kräftigen Armen gepackt.

„Wir wollen Signor tragen, der Weg geht über die Lava, nur fünf Minuten", hörte ich noch.

Ich wollte mich zur Wehr setzen. Umsonst! Die Kerls hielten mich mit eisernen Fäusten. Sie hoben mich aus dem Wagen und trugen mich eine Strecke Weges hinein in die Weinberge, so daß mir vor lauter Todesangst jeder Laut in der Kehle stecken blieb . . . Und da . . . mit einem Male . . . sah ich L i c h t e r . . . hörte ich einen ganz seltsamen, eintönigen Gesang . . .

Wie ich den Händen der Kerls entronnen bin, weiß ich selbst nicht. Ich fiel auf die Erde. Ich sah noch, wie die drei sich bekreuzigten und eilends gleich Feldratten in dem Dunkel der Weinberge verschwanden.

Ein feierlicher Zug schritt auf mich zu. Priester im Ornat, Meßknaben, die Weihrauchfässer schwangen, Mönche, Männer, Frauen und Kinder aus Torre und Boscotrecase, der Himmel mit dem Allerheiligsten und Träger von Kirchenfahnen und Muttergottesbildern, die Prozession, die sie seit diesem Frühjahr allmonatlich am Tage der Rettung dem Wunderbilde von Torre darbringen, das den Lavastrom vor dem Eingang des Friedhofs von ihren Hütten fern gehalten.

Wie der Spuk der Nacht huschte das alles an mir vorüber. Ich folgte dem heiligen Zuge in einiger Entfernung. Ich gewann, von ihm geführt, die Hauptstraße nach Neapel wieder und kam, gänzlich erschöpft, in später Abendstunde in der Via Parthenope an. Das Wunder der Madonna hatte mir wie Hunderten von armen Leuten das Leben gerettet."

„Das kann ja sein", erwiderte einer der Tischgenossen zweifelnd.

Aber der Maler beharrte: „Dem ist so!"

Mit diesen Worten bestellte er noch eine zweite Flasche Falerner, um diese, wie er sagte, in aller Feierlichkeit auf das Wunder der Madonna zu leeren.



Lustige Ecke



Schlau. „Der Chauffeur Müller fährt immer so schnell, daß den Fahrgästen ganz schwarz vor den Augen wird!"

„Das tut er absichtlich, weil er bei Nacht die doppelte Taxe verlangen kann."

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e ; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.